

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Jean-Paul [Fortsetzung]
Autor: Rasmussen, Holger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in der Flanke auftritt, hat aber oft physisch und moralisch mehr Wirkung als hundert Gewehre in der Front.

Zum Stellungenbezug wird die Pferdekolonne irgendwo hinter der Feuerstellung gedeckt gehalten. Ein Mann nimmt die Waffe (etwa 25 Kg.), ein anderer die Dreifußlafette (etwa 20 Kg.) auf die Schulter und ein dritter ein Köfferchen mit Munition zur Hand (Abb. 6). So begibt sich die Bedienungsmannschaft rasch in die Stellung, wo die Waffe in einigen Sekunden montiert und feuerbereit ist.

Die Maschinengewehre bieten dem Feinde ein sehr kleines Ziel und sind daher schwer zu sehen und zu treffen. Auf einem kleinen Raum, wo sonst nur zwei bis drei Schützen Platz hätten, z. B. in einem Defilee, an einer Brücke u. s. w., kann die Feuerkraft von etwa fünfzig Gewehren etabliert werden. Abb. 7 und 8 zeigen je vier Maschinengewehre in Stellung.

Durch die Zuteilung der reitenden Mitrailleurkompanien ist unsern Kavalleriebrigaden ein neues und wertvolles Kampfelement zugeführt worden, das — in dieser Organisation wenigstens — den andern Kavallerien noch fehlt. Wohl sind Maschinengewehre nun in fast allen Armeen in der Erprobung begriffen, und Deutschland hat bereits für die meisten Armeekorps eine Maschinengewehrabteilung von sechs Gewehren organisiert. Diese sind auf vierrädrigen Lafetten montiert, gleichen somit einer Art Artillerie und sind für die Bewegung mehr an Straßen und Wege gebunden. Die deutschen Maschinengewehrabteilungen

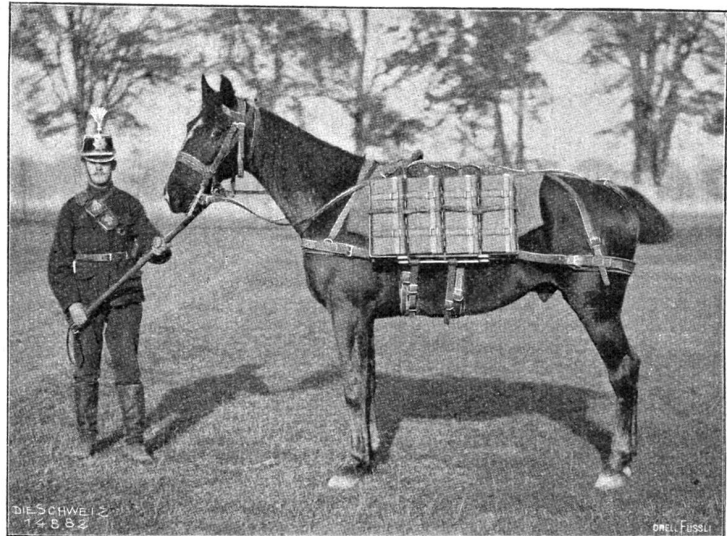


Abb. 3. Tragpferd mit Munition beladen.

sind denn auch nicht der Kavallerie, sondern den Jägerbataillonen zugeteilt. In allen andern Armeen aber ist die Sache noch im Versuchsstadium, und unsere Kavallerie ist die erste, die mit dieser modernen Waffe ausgerüstet ist.

Sch-5.

« Jean-Paul »

Nachdruck verboten.

Artistenroman von Holger Rasmussen. Deutsch von Friedrich von Känel, Meisch.

(Fortsetzung).

Und nun — nun war das Kind in die Hände eines armen Gauklers gefallen, eines verzichtenden Bajazzos, eines verzichtenden Komödianten...

Nein! Nein! So sollte es nicht bleiben!

Welch ein elendes Leben war das, das die beiden lebten? ... Verzicht? Darf man verzichten, solange man noch Kraft hat auszuhalten? Das Leben aufgeben und doch leben, ist Wahnsinn. In selbstgewählter Erniedrigung leben ist erbärmlich. So muß man sterben!

Aber warum sterben, wenn das Leben ruft?

Das Leben rief ja. Laut und klar und mit einer hellen Stimme, die Glück verhieß.

Ach, Verheißung! Glück! ...

Gleichviel, dieses Leben war eine Feigheit, ein allzu demütiges und elendes Krümmen des Rückens unter der Geißel der Sorgen! Ein allzuschlaffes Sichergeben in das rücksichtslose Spiel der Schickungen und Kämpfe mit dem Schicksal!

Nein, der Rücken sollte wieder gerade gerichtet werden! Es sollte aufs neue begonnen werden — wieder von vorn!

Seine Seele war ja gesund. Sein Gehirn arbeitete wieder

normal. Warum sollte er nicht seine Arbeit wieder aufnehmen — die Arbeit, die ihm doch einmal eine gewisse Befriedigung, eine gewisse Freude gebracht hatte? Warum nicht wieder derjenige werden, der er einmal war? Der Zuchtmeister, der Reiniger, der kluge Mann in Narrengestalt! Er, dem die bittere Erfahrung das Recht verlieh, im Kreise mitzusprechen. Er, der züchtigte, weil er unter der großen Peitsche des Lebens reif wurde, eine kleinere zu schwingen.

Und war sein Ansehen denn gesunken? Hatten nicht neue Sorgen ihn jetzt gereift, nachdem das Meer in Ruhe gewiegt worden war? ... Und konnte er es aufgeben, zu arbeiten, jetzt, da er für etwas zu leben und zu arbeiten hatte und zwei sich in alles teilen konnten! In das Leben, die Arbeit und das Glück der Arbeit!

Nein! Nein! Das alles sollte ja erst noch kommen!

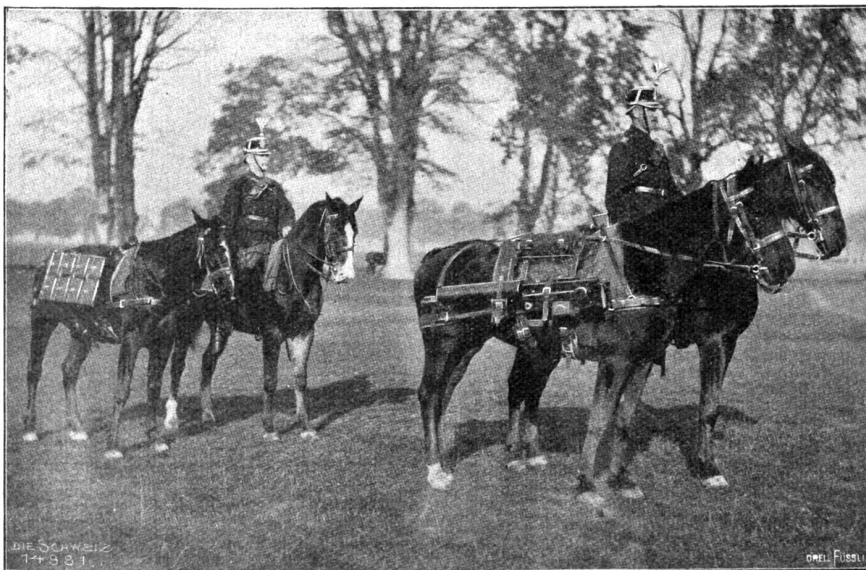


Abb. 4. Beladene Tragpferde, von je einem Reiter geführt.



Kavallerieangriff beim alten Pulver. Entwurf von Joh. Clem. Kaufmann
für das Internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern.

Es waren tote Wasser in seiner Seele gewesen. Die Qual des Daseins hatte einen Augenblick sein gesundes Gehirn aus seiner Lage gerissen. Aber jetzt, jetzt! Er war wieder gesund und stark. Wie ergriff wieder der Lebensmut sein Herz und machte es schlagen? ... Wie fühlte er sich tapfer neben dem kleinen Tapfern da drüben, den er liebte wie sich selber, tiefer als sich selber, wie seinen Sohn, die Erinnerung an sein eigenes kleines totes Kind!

Es war Erneuerung in Jean-Pauls Seele.

Der arme, sich selbst aufgebende Marktgaufler war nicht mehr.

Die Kunst und das Leben riefen mit der ewig lockenden und umfassenden Stimme der Liebe — der Liebe, die nichts aufgibt!

IV.

Ein paar Monate nach dem Markttag in der kleinen Stadt — Ende September — richtete der „Zirkus Franz Gottlieb“ sein Zelt vor der Stadt neben den großen Wäldern auf.

Dort lag ein kleiner Streifen Ulmen- und Birkengehölz zwischen dem grünen Feld und den ersten Häusern der Stadt. Aber weiter draußen wurde das Feld zur Wiese und das Birkengehölz zu Eichen- und Buchenwald.

Der Wald schlang sich wie eine gewaltige, grüne, schäumende Welle außen um die weite Wiese, durch die sich die langen, wasserblanken Streifen der Gräben zogen, an den Rändern mit dunkeln Schilf und schwarzen Rohrkolben verbrämt.

In der fackel aufglühenden Sonne des frühen Morgens lag die Wiese mit einem unendlichen Teppich mit Seidenräumen in ihrer Wolle, rot von Sauerampfer in Samen und blühendem Septembergras, den braunen Glocken der Nachtsellen und der ersten fallenden Blüt des Morgenlichts.

Der Wiese entlang, die Bogen spitzen des Waldes mit einem dicken, weißen Strang verbindend, zog sich die Landstraße, von gelben Weidenbäumen eingeeht. Aber auf der entgegengesetzten Seite des Weges zeigte sich der wunderbar blanke Schild eines Sees, gleichsam um eine schwellende Insel in seiner Mitte gegossen. Am fernen Rand des Sees erhob sich wieder der Wald

und lag im Schatten. Das geheimnisvoll flüsternde Dickicht des Schilfs und des Röhrichts erstreckte sich weit hinaus in den See, dessen Ufer nun in der Stille des Tages schwach dampften...

Groß, weiß und ruhig zog sich die Straße durch all diese Herrlichkeit, verbarg sich für eine Weile, wo die Wälder sich begegneten, erschien von neuem, verschwand und wurde weit, weit draußen am Horizont verwischt, der nun zu glühen schien...

Draußen auf dem Feld neben dem Ulmen- und Birkenhain hing bereits das Segeltuchdach über dem aufgerichteten Zeltmast.

Zwei Männer waren mit dem Befestigen der Seitenwände beschäftigt. Die Arbeit ging ihnen rasch von der Hand. Jeder hatte auf der Seite des Einganges begonnen. Und nun wetteiferten sie, welcher von ihnen schneller bei dem entgegengesetzten Zelttor anlangen würde. Dort wartete nämlich der Morgenkaffee. Das war die Abrede.

Zwei andere gingen herum, der eine mit einer großen Keule, der andere mit einem armvoll Holzpflocke, die sie einen nach dem andern in die Erde trieben. Wenn der Pflock eingeschlagen war, so streckten und befestigten sie die Stricke des Zeltdaches daran. Auch diese beiden beeilten sich, um ans Ziel zu kommen, bis der Kaffee fertig war.

Dann und wann trockneten sie sich mit dem Hemdbärmel den Schweiß von der Stirn oder rafften die Leinwandhosen höher, die um den Leib von einem breiten gestreiften Seemannsgürtel zusammengehalten wurden.

Zwei waren drinnen im Zelt mit der Einrichtung der Manège beschäftigt. Zuerst waren sie einige Male nach dem ein halbes hundert Schritte entfernten Birkenwäldchen gegangen und jedesmal mit einem Sack voll weicher Mullerde auf dem Rücken zurückgekehrt. Sie hatten die Erde ausgestreut und festgetreten. Jetzt breiteten sie die in Säcken auf dem Gepäckwagen mitgeführte Rinde aus...

„Ich glaube, es ist gut!“

Es war Jungolf, der sprach. Er stand mitten in der frischgelegten Manège mit einer großen Harke auf der Schulter, die Beine spreizend und wichtig aussprechend.



Abgeschlagener Kavallerieangriff beim rauchlosen Pulver. Entwurf von Jos. Clem. Kaufmann für das Internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern.

Jean-Paul lief ein paar Schritte vorwärts, mit den Füßen nachdrücklich die weiche, leicht elastische Mendenlage festtretend.

„Es könnte nicht besser sein!“

„Der alte Mayer behauptet, wir verstünden es nicht, sie ordentlich federn zu machen. Er könne nicht darauf arbeiten, so wie wir sie herstellten...“

Jugolf wirbelte plötzlich einen langen lustigen Lachtriller von sich:

„Und dann hat er nicht einmal etwas mit der Manège zu tun... Man bedarf doch keiner Manège, um mit Kanonenfugeln zu jonglieren!“

Und der Knabe lachte wieder, während er noch ein paar Züge mit der Harfe tat.

Jean-Paul lächelte:

„Das nächste Mal bitten wir den alten Mayer, daß er uns helfen möge. Dann kann er sie affurat so haben, wie er will...“

In diesem Moment wurden sie von einer schrillen Mädchenstimme vor dem Zelt unterbrochen:

„Kaffee!“

Jean-Paul feste beide Hände an den Mund und brüllte nach dem Ausgang:

„Gott segne dich, Emily! Wir haben uns lange darnach geseht!“

Und draußen ertönte wieder die Mädchenstimme:

„Kommt nur! Er ist gut!“

Jean-Paul zog eine helle, alte Jacke an, die er auf das Gras geworfen hatte.

„Nun will ich dir etwas sagen, Jugolf. Wenn wir den Kaffee getrunken haben, so stellen wir schnell die Barriere auf — dann sind wir fertig und haben nichts mehr zu tun bis fünf Uhr nachmittags. Dann müssen wir draußen eine Stelle aufsuchen, wo es angeht, zu baden...“

„Ach ja, das wollen wir!“

Jugolf warf die Harfe hin:

„Das wird brillant werden!“

„Und nachher gehen wir in den Wald. Ich werde Mutter Gottlieb bitten, daß sie uns das Frühstück mitgibt...“

In dem größern der beiden grünen Wagen, an dessen einem Ende die kleine primitive Küche eingerichtet war, schenkte Emily den Artisten den Kaffee ein.

Emily war Direktor Gottliebs Tochter, ein hochaufgeschossenes schwarzhaariges Mädchen von kaum fünfzehn Jahren. Sie hatte bligende braune Augen, einen kleinen hübschen Mund, fette Stumpfnase und das halblange Haar mit Papierpapilloten gefüllt.

Emily hatte seit ihrem vierten Jahre bei ihrem Vater gearbeitet und verstand alles Mögliche. Sie war Parforce- und Voltige-Reiterin, Barterre-Akrobatin — in welcher Eigenschaft sie nun mit Jugolf zusammenarbeitete — Jongleuse und Virtuofin auf dem Klyophon...

Emily schenkte aus einer großen blauen Blechkanne den neun Personen, aus denen Gottliebs Vereitertruppe für den Augenblick bestand, den Kaffee ein.

Auf der mit grauem Wachstuch überzogenen Tischplatte standen die Tassen aufmarschiert, in Form und Farbe lebhaft wechselnd. Feine, vergoldete Porzellantassen, von denen der Henkel weggeschlagen war. Große, weiße, gespaltene Fayence-schalen. Schöne, neue Tassen mit blauen Zeichnungen und dazu gehörender Untertasse. Kleine farnesingeblünte Spülnäpfe und emaillierte Blechtassen mit angelötetem Henkel.

Einer trank aus einem gewöhnlichen gelben, altmodischen Bierkrug und einer aus einem Glas mit gespaltenem Fuß.

Das letztere war ein wiederkehrendes Uebel.

Mitten auf dem Tisch stand eine Platte frischgebackenes Schillingsbrot, Bregeln, Kringel und große Zwiebacke, die Frau Gottlieb am frühen Morgen in der Stadt geholt hatte.

Mutter Gottlieb war eine Frau von halbhundert Jahren, zehn Jahre älter als der Direktor, der sich deshalb mit ihr verheiratet haben sollte, weil sie einen Zirkus befaß, der ihr

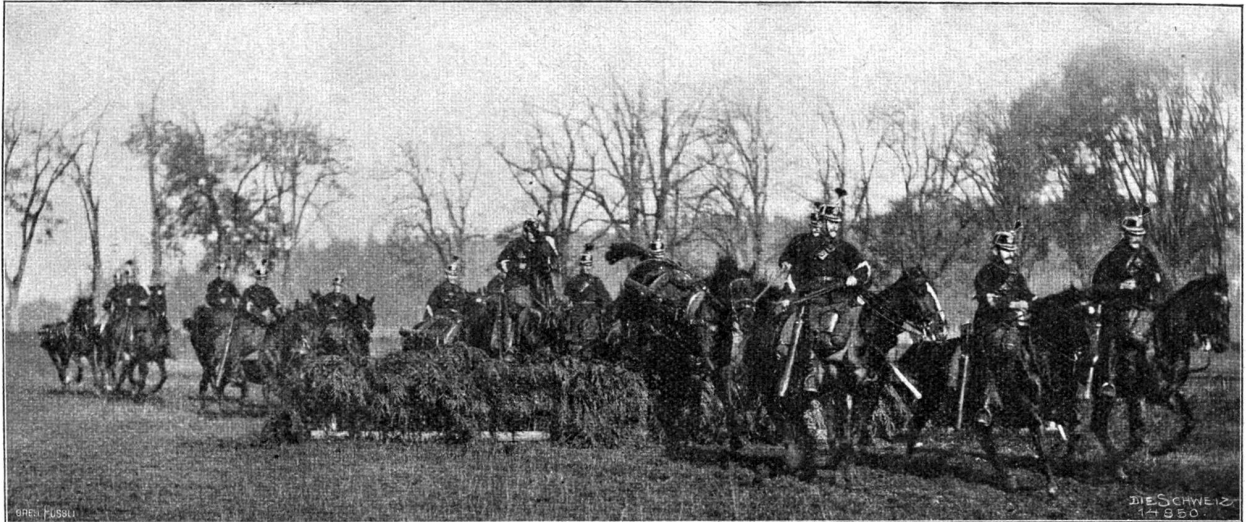


Abb. 5. Hürdenrennen einer Mitrailleurbatterie.

als Erbe von ihrem ersten Mann zugefallen war. Sie war sehr dick und litt an Asthma.

Breit, fett und gebieterisch saß sie oben am Tisch, über ihrer Kaffeetasse leuchtend.

Nach und nach hatte sich das Personal um den schmalen Tisch im Gauflerwagen versammelt.

Der einzige Abwesende, der Direktor selbst, war bereits nach der Stadt gegangen, nach seiner Aussage, um die Zeitungen von seiner Ankunft und der Premiere des Abends zu benachrichtigen. Aber Mutter Gottlieb wußte sehr wohl, daß Widerwillen gegen die Vorbereitungsarbeiten und starkes Verlangen nach einem Magenbitter, in Gesellschaft einiger, dazu geeigneter Spitzen der Stadt genossen, die stärksten Ursachen dieser Abwesenheit waren.

Außer Jean-Paul, Ingolf und Emily waren dort zwei Brüder Schmätting, Hugo und Alexander.

Die beiden jungen, schönen Artisten waren Neffen des Direktors Gottlieb. Ursprünglich hatten sie als Lehrlinge ihre erste Ausbildung in einem kleinen französischen Zirkus erhalten. Sie waren Akrobaten und Ringer, beide tüchtige Leute in ihrem Fache, und es geschah wohl am meisten der Verwandtschaft wegen, daß sie sich zu Gottliebs kleiner Truppe hingezogen fühlten.

Der ältere, Hugo, war dunkel, breit gebaut und im Besitz großer Stärke, der jüngere, Alexander, blond, schlank, elegant und elastisch wie eine Weidenrute.

Hugo zählte dreiundzwanzig, Alexander neunzehn Jahre.

Dann war da ein Fräulein Marie Weller, eine schöne Blondine, Schulreiterin und Seiltänzerin, und endlich der alte Mayer.

Herr Mayer war von Direktor Gottlieb von der Straße eines Städtchens aufgelesen worden, wo der alte Artist — er war bereits über die Sechzig — seine beiden kleinen Hunde Kunststücke machen ließ, während er selbst zur Abwechslung mit verschiedenen Apparaten jonglierte, die er in der Tasche mitrührte.

Im Zirkus Gottlieb führte er die gleiche Arbeit gegen eine bescheidene Entschädigung aus.

Die Sonne leuchtete fämmelich zu den kleinen, gefitteten Wagenscheiben hinein, vor denen die geblühten Kattungardinen zur Seite gezogen waren.

Die Artisten leerten die Brötchenplatte und ließen sich die Tassen wiederholt füllen.

Der alte Mayer versuchte den letzten Zwieback gegen einen halben Wecken zu vertauschen. Er hatte schlechte Zähne und konnte hartgebackenes

Brot nicht kauen. Der Versuch gelang mit Jean-Paul als Widerpart.

Der jüngere der beiden Schmättings hegte die Befürchtung, daß er eine Sehne „verstreckt“ habe. Am vorigen Abend war er nach einem Saltomortale verkehrt gefallen... Uebrigens mochte ihm wohl der Bruder nicht hinreichendes Tempo gegeben haben, oder vielleicht hatte er selbst sich nicht richtig aufgestellt... kurz, jetzt schmerzte es ganz eigentümlich in seinem Rücken.

Der alte Mayer hielt es für Gicht. Er kannte sie. Er hatte sie akkurat an der gleichen Stelle. Da, gerade über den Lenden.

Ach, Dummheiten! Die Schmättings haben keine Gicht.

Ja, sie würden sie wohl noch bekommen, tröstete der alte Mayer.

Fräulein Marie beklagte sich wegen eines Briefes, den sie in der vorigen Stadt umsonst erwartet hatte. Nun wollte sie doch hoffen, daß sie ihn hier erhielt.

Mutter Gottlieb erklärte, daß der Direktor wohl gleichzeitig aufs Posthaus gehen werde, wenn er die Sache mit den Zeitungen abgemacht hatte.



Abb. 6. Bedienungsmannschaft eines Maschinengewehrs.

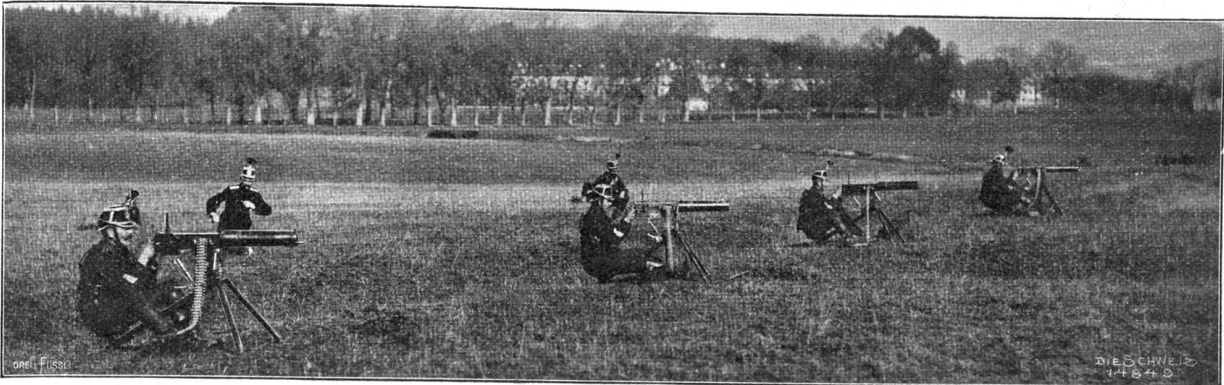


Abb. 7. Vier Maschinengewehre in Stellung.

Der ältere Schmätting lachte über einen starken Schenkwirt, von dem er sich nach Abrede in der vorigen Stadt beim Zweikampf hatte werfen lassen. Der Jubel des Publikums habe, Gott helfe ihm, den Wirt endlich auf den Gedanken gebracht, daß er wirklich gefiegt, trotzdem er, Schmätting, sich ganz ruhig auf den Rücken gelegt und für die Niederlage fünfundzwanzig Kronen erhalten habe.

Die ganze Gesellschaft lachte, und man brach auf.

Mutter Gottlieb erhob ihren schweren Körper vom Rohrstuhl oben am Tisch.

Na, sie wußten wohl alle, daß heute abend „die vier Pierroten“ gingen und daß um fünf Uhr Parade geritten werden sollte?

Ja, das wußten sie alle. Dank für den Kaffee!

Und dann fuhren die Artisten in der unterbrochenen Arbeit mit dem Aufrichten des Zirkus fort.

V.

Jean-Paul und Ingolf gingen leise plaudernd die Landstraße hinaus.

Hinter ihnen lag das Städtchen mit seinen niedrigen rotgedeckten Häusern und seinem blauen, langsam steigenden Morgenrauch. Vor ihnen, draußen, wo die Wälder sich begegneten, kam ein einsamer Bauernwagen laut rumpelnd dahergefahren. Sonst war alles still.

Zur Linken erstreckte sich die weite Wiese, in deren rötlichblühendem Gras draußen die acht Pferde Gottliebs weideten. Draußen in der Ferne erhob sich der Saum des Waldes. Zwischen dem Röhrich über dem blanken Wasser der Gräben strichen saphirblaue Libellen, und ein einzelner sonnen-

scheinklüfterner Schmetterling genoß noch das Glück des Morgenlebens.

Zur Rechten lag der See blank und ruhig mit seiner grünen Anfelblüte, seinem stillen Sonnenschein und dem fernen Wald.

Die Sperlinge zwitscherten auf den taumassen Weiden am Weg. Der Himmel war hoch und klar und rein.

Die feine Luft des Septembers umwehte die beiden ...

„Wohin gehen wir?“

So fragte Ingolf, indem er erwartungsvoll zu Jean-Paul auf sah. Er ging mit langen Schritten weiter und trug über der Schulter eine kleine Wachsachtasche, in der das Frühstück verwahrt war.

„Wohin gehen wir?“

„Nach dem See und dem Wald!“

Als Jean-Paul geantwortet hatte, blieb er plötzlich stehen und wies mit seinem Stock hinüber nach dem Grabenrand.

„Sieh dort!“

Ingolf guckte zuerst in den Graben und dann auf Jean-Paul:

„Was ist's denn?“

„Brombeeren.“

Zwischen großen grünen und silbergrauen Blättern leuchteten die glänzend schwarzen Büschel der Beeren hervor.

„Schmecken sie gut?“

„Ausgezeichnet.“

Ingolf sprang hinab in den Graben, pflückte und verzehrte, bis die Ranken leer standen.

Dann gingen sie weiter ...

Der Bauernwagen rasselte heran.

Er führte Gemüse zu Markt. Der Kutscher sog an seiner Pfeife. Er bewegte die Pfeifen spitze zum Mägenrand, und die beiden auf dem Wege grüßten.

„Guten Morgen!“

Der Wagen rumpelte an ihnen vorüber ...

Das Geräusch erstarb. Aber das Licht stieg.

Jetzt schien die Sonne warm und klar auf die Straße, den See, die Wiese und den Wald ...

Die beiden schwenkten rechts ab nach dem kleinen Pfad, der sich zwischen blanken Weidenbüschen und abenteuerlichen Erlenscheiden verlor.

Dort war dunkelglänzendes Wasser um die Schilfinfeln mit dem hohen Gras und großen, hellroten Moorbäumen.

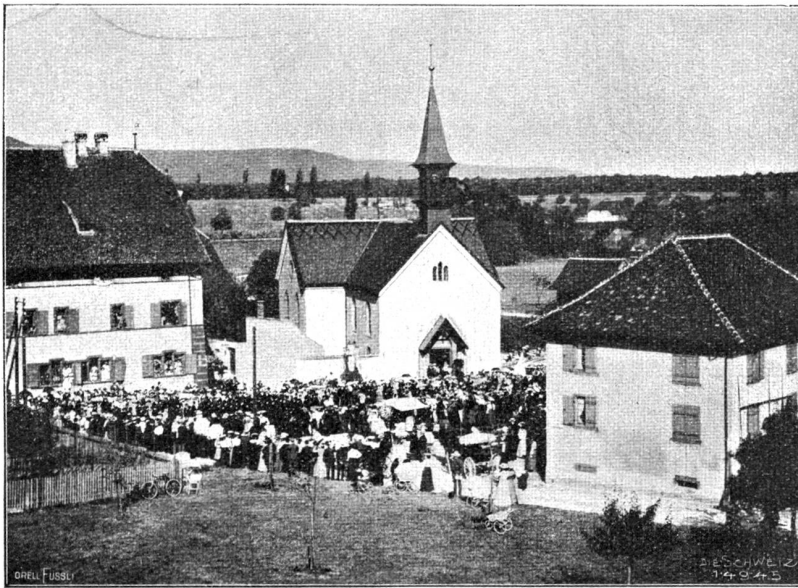
Getrigerte Gelbsperlinge flatterten und setzten sich auf den grauen Pfad vor ihnen. Feuertgelbe Aarhaushen und silberweiße Weißfische plätscherten im Wasser. Der feine, frische, etwas süßliche Duft des Sees stieg um sie herum auf, vermisch mit einem starken und würzigen Geruch, der den alten Fichten und jungen Tannen im wartenden Wald entströmte ...

Sie hatten eine Stelle erreicht, wo der See als eine ruhige Bucht sich in die Stille des Waldes hineinschob.

Ein klarer graugelber Sandgrund leuchtete unter dem sonnenblanken Wasser, das ganz leise zwischen dunkeln Rohrspitzen und weißem Gestein flüsterte und tuschelte.



Abb. 8. Vier Maschinengewehre in Stellung.



St. Jakobsfest in Basel (26. August 1904). Schlachtkapelle bei St. Jakob an der Birs.

Jean-Paul blieb stehen und warf einen Blick auf die stille Fläche des Wassers hinaus.

Draußen lag die einsam träumende Insel. Und noch ferner, zwischen Wäldern, in denen bereits die ersten Flammen des Herbstes brannten, das Städtchen mit seinen roten Ziegeln und dem silbergrauen Rauch. Und droben die helle Unendlichkeit des Himmels. Nur eine einzige Seidenwolke in tiefem und ruhigem Schlummer.

Dann erhob er sich einen Augenblick gegen Jean-Paul gewendet, legte die Hände um den Nacken und blinzelte gegen die Sonne.

„Kann ich's nun wohl bald?“

Jugolf drehte den Kopf auf die Seite, um die Antwort besser hören zu können, die von draußen kam.

„Heute war es viel besser ... Noch ein paarmal, so hast du ausgelernt!“

(Fortsetzung folgt).

Die Schlachtfest von St. Jakob an der Birs.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Von den vielen ruhmreichen Waffengängen, die in der Geschichte des Schweizerlandes verzeichnet stehen, sind es drei, deren Gedächtnis alljährlich in feierlicher Weise begangen wird, nämlich der Tag von Sempach, der von Näfels und der von St. Jakob an der Birs. Der Bedeutung des Kampfes entsprechend, hätten die Jahrestage von Morgarten, Murten und Grandson, Marignano u. ebenbürtigen Anspruch auf eine würdige Gedenkfeier; aber aus unbekannten Gründen ist sie unterblieben, während an den erstgenannten Orten eine schöne Feier die Bedeutung des Tages in Erinnerung ruft. Während in Glarus und Luzern die beiden Jahrestage als gesellige Feiertage normiert sind, ist dies mit dem Tag der Basler St. Jakobsfeier nicht der Fall; aber er wird freiwillig gehalten, und die dortige Gedenkfeier steht den andern nicht nach. In hervorragender Weise wurde der Tag dieses Jahr begangen, und nach der Teilnehmerzahl gemessen war die diesjährige die imposanteste Schlachtfest, die Basel bisher veranstaltet hat. Durch das Mitwirken aller Zünfte und Vereine gelang es, eine gewaltige Teilnahme hervorzurufen.

Von der innern Stadt bis zur Festwiese bei St. Jakob standen Zehntausende, um den Festzug vorüberziehen zu sehen. Dieser selbst brauchte zum Vorbeimarsch eine Stunde. Die Festtribüne vermochte die Banner kaum alle aufzunehmen, so groß war die Teilnahme, und als der Festzug endlich vorbei war, wogte ein unabsehbarer Menschenstrom hintennach, der den Festplatz im Nu überschwemmte. Einen

solchen Andrang hatte man noch nie erlebt; es schien, als ob Basel seine ganze Menschenflut auf den Festplatz ergoße. Gegen Abend sind dort wohl mehr als vierzigtausend Menschen beisammen gewesen. Hätte Basel seinerzeit den Eidgenossen nur einen kleinen Bruchteil dieser Menge zu Hilfe schicken können, so wäre der Ausgang des Tages von St. Jakob wohl ein anderer gewesen. Anton Krenn, Zürich.



St. Jakobsfest in Basel (26. August 1904). St. Jakobsdenkmal (von Ferd. Schöth) in Basel.